

# Die Kirche von Avers: etwas über ihre Geschichte und ihre letzte Renovation

Autor(en): **Cafilisch, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **65 (1947)**

Heft 21

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-55883>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Kirche von Avers

DK 726.5 (494.26)

### Etwas über ihre Geschichte und ihre letzte Renovation

Von Pfr. ULRICH CAFLISCH, Avers-Cresta

Als ich eines Tages des letzten Sommers ein gutes Stück weiter unten im Tal Beeren gesucht hatte, kehrte ich am Abend nicht nur mit einem ansehnlichen Eimer voll solcher Früchte, sondern auch mit einer Erkenntnis nach Hause zurück. Wer nämlich nur die Früchte pflückt, die er auf den ersten Blick sieht, der findet die besten und schönsten nicht; denn diese sind durch die geneigten Stauden verdeckt. Ja, so ist es — so ist es allermeistens auch im Leben, dass das Gute verborgen ist und das Schöne auch. Und es hat das Vorrecht, erst dann gefunden zu werden, wenn es gesucht wird, wenn der Mensch sich darein vertieft. Es ist weder das Gute noch das Schöne billig, so billig, dass es ein jeder ohne weiteres findet und erkennt.

Wer durch unser Tal, das höchstgelegene bewohnte Tal unseres Erdteils wandert und nur auf das Auffallende und ohne weiteres Sichtbare sieht, wird enttäuscht sein über das, was er da findet. Einfache und unkomfortable Häuser, Höfe, die auf den ersten Blick hin einen armseligen Eindruck machen. Ja, und dann hört man von diesem Wanderer das falsche und lieblose Mitleid: «Ach, die Menschen, die da wohnen! Da wollte ich nicht sein. Mich wundert es, wovon diese Leute leben. In diesem Tal und in diesen Häusern wohnen, nein, das möchte, das könnte ich nicht. Diese armen Leute!» Das ist falsches Mitleid und voreiliges Urteilen; denn der Wanderer, der so spricht, hat das Gute, Grosse und Schöne, das wir haben, nicht erkannt und nicht gefunden, er hat sich darum nicht bemüht.

Der Wanderer aber, der sich in die Eigentümlichkeiten des Tales vertieft und sich vertiefen kann, der das Verborgene zu finden vermag, der sieht noch ganz anderes als nur Einfachheit und Armseligkeit — und der wird auch nicht in das falsche Mitleid und das kurzsichtige Urteilen einstimmen. Denn er sieht, dass in diesem Tal manche Schönheit zu finden ist, die an anderem Ort, wo Grösse und Aufmachung prunken, nicht ist.

Das gilt für das Tal selbst, das durch die edle Struktur seiner Terrassen und Abhänge, der Berge und Schluchten, durch das Weite und Befreiende seiner Formen auf uns den Eindruck des Edeln und Grossen macht. Das gilt für seine alten Häuser, die wohl einfach sind, aber in deren Stil und Bauart viel Schönes zu finden ist. Dieses Schöne fällt nicht auf; denn das Auffallende ist nicht schön. Diese Schönheit liegt in der Ruhe ihrer Proportionen und in der Art, wie sie als Ergänzung des Tales in dieses gestellt wurden.

Dass wir hier in Avers manches Schöne finden, gilt auch für unsere Kirche. Wiederum ist es bei ihr nicht die Aufmachung, das Grossartige oder das Pompöse, das den Ton angibt. Wie sollte solches in unseren Bergen Platz haben und sich mit ihnen vertragen?! Nein, das Schöne, das ästhetisch Wertvolle ist auch bei ihr das Edle und Ruhige ihrer Formen — dieses Geheimnis der Masse und Proportionen, die imstande sind, einem grossen Gedanken und tiefen Anliegen schönen Ausdruck zu geben. Es ist in der Architektur wohl das das Schöne, dass der Erbauer durch richtige Anwendung der Masse und Proportionen ein Gebäude zu einem Gegenstand machen kann, der zur Kunst gehört und von dem dann der suchende Betrachter bewusst oder unbewusst einen freudigen Eindruck bekommt. Mit Ehrfurcht und auch mit Bewunderung denken wir an die früheren Bewohner unseres Tales, die sozusagen aus sich selber heraus gewusst haben, was schön ist und was nicht, die noch so reich waren, dass sie imstande waren, den Forderungen des Aesthetischen gerecht zu werden. Das können wir auch bei Möbeln und Gebrauchsgegenständen aus früheren Zeiten sehen, die nicht nur vor allem praktisch — wie heute — sind, sondern eben besonders auch dem Bedürfnis des Auges Rechnung tragen. Das war innere Grösse, innerer Reichtum und nicht blosser Anhäufung von Wissen. Leider ist es nicht nur mancher Wanderer und Feriengast, der diese innere Grösse nicht sieht, sondern auch mancher Einwohner des Tales vermag nicht, zwischen Schönheit und Aufmachung zu unterscheiden, vermag nicht, ein würdiger Nachkomme derer zu sein, die durch inneren Reichtum unser Tal zu zieren wussten. In diesem Zusammenhang

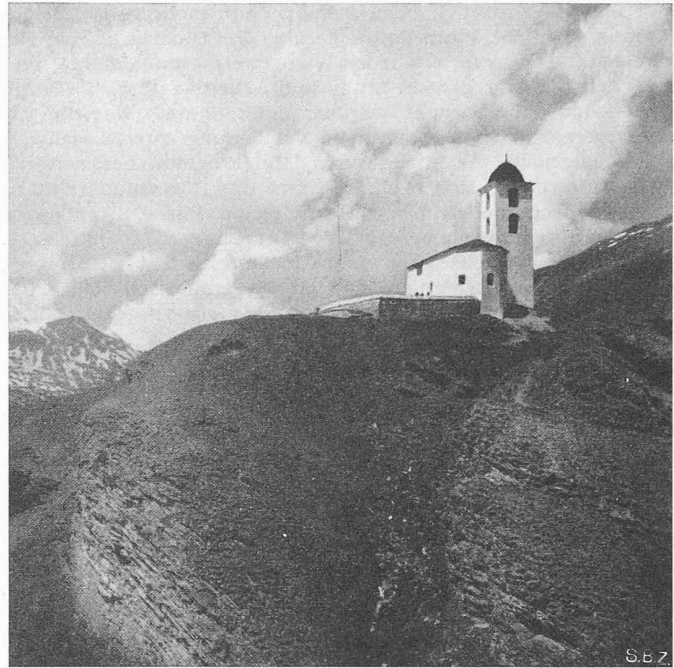


Bild 1. Die Kirche von Avers aus Südosten, mit dem alten Weg

muss ich auch noch sagen, dass es mich sehr gefreut hat, dass unsere Kirche von der Eidg. Kommission zur Erhaltung von Kunstdenkmälern als Kunstdenkmal bezeichnet wurde. Diese Kommission hat dadurch gezeigt, dass sie nicht nur auf das Aeussere sah, sondern tiefer in die künstlerischen Werte, die in einem architektonisch schönen Bau — manchmal eben verborgen — vorhanden sind.

Nun wollen wir einen Blick in die frühere Zeit zurück werfen und versuchen, einiges aus der Geschichte unserer Kirche aufzuzeichnen. Das Datum ihrer Erbauung ist unbekannt. Ob sie vor oder nach der Einwanderung der Walser ins Tal erbaut wurde, ist ebenfalls nicht zu erfahren. Nach Art und Stil ihres ersten Baues kann dessen Entstehung in die Zeit kurz vor der Kolonisation der Walser oder kurz nachher fallen, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stattfand. Anzunehmen ist, dass erst die Walser die Kirche, die doch ziemlich geräumig ist, gebaut haben, da die wenigen Romanen, die vorher das Tal bewohnten, wohl kaum mehr als eine Kapelle gebraucht hätten.

Die Kirche steht nicht weit ausserhalb des Hauptweilers Cresta auf einem felsigen Vorsprung, von dem aus die Sicht in das Tal hinein und hinaus weit ist, auf 1963 m ü. M., und sie soll die höchstgelegene Kirche Europas sein. Von weither sichtbar steht sie neben dem Talweg, als ob ihre ersten Erbauer den Gedanken gehabt hätten: sie sollen und wollen wir sehen, und sie gehört an unseren Weg — auch an unseren Lebensweg.

Form und Stil des ersten Baues waren romanisch und zwar in der schlichten Art, die wir an vielen kleinen Kirchen und Kapellen aus jener Zeit finden. Ein rechteckiges, niedriges Schiff mit Flachdecke; die nach Osten gerichtete, gewölbte Rundapsis als Chor und — was auf lombardischen Einfluss schliessen lässt — der schlanke Campanile auf der Südseite des Schiffes. Bergwärts war am Schiff unter dem gleichen Dach ein Anbau angebracht, wahrscheinlich die Sakristei, und talseits befand sich unter dem weit vorspringenden Dach ein Vorraum, der wohl als Eingang zur Kirche und zum Turm diente. In dieser Konstellation machte die Kirche von Avers damals einen breiten, massigen Eindruck, und der schlanke, kecke Campanile war dazu wohl nur ein gesunder und ausgleichender Gegensatz. Diese Gestalt, die im Innern durch Wandmalerei belebt und verschönert war, behielt das Gotteshaus einige Jahrhunderte hindurch, bis dann kurz vor der französischen Revolution ein gründlicher Umbau stattfand, der naturgemäss stilistisch andere Formen hervorbrachte.

Doch vorher noch etwas über die Glocken. Man zählte das Jahr 1513. Dieses Jahr wurde für unsere Kirche bedeu-

tend; denn sie bekam drei neue Glocken, die noch heute vom Turme her rufen. Wahrscheinlich hatte die Kirche vorher nur eine oder zwei Glocken gehabt, denn mehrere hätten im Campanile nicht Platz gefunden. Ja, drei Glocken waren für die Kirche gegossen worden (wo, weiss man nicht) und mussten nun mit grosser Mühe und Arbeit — über die Berge her — ins Tal gebracht werden; denn damals war die für schwerere Transporte mögliche Verbindung zur Aussenwelt nicht wie heute die Strasse vom Hinterrheintal her, sondern der Stallerberg (2584 m ü. M.) und die Forcellina (2672 m ü. M.) waren die zwei meistbegangenen Pässe, über deren Passwege der Bewohner des Tales Tausch und Handel tätigte. Bei solchen Verhältnissen drei Glocken ins Tal zu bringen, war gewiss ein Ereignis, das sich für lange Zeit dem Volk einprägte. Die grosse Mühe war aber nicht vergebens, denn diese Glocken, die noch vor der Reformation gegossen worden waren, senden noch immer ihre hellen und schönen Stimmen weithin durch das Tal. Das Eigentümliche war nun aber, dass der Turm nicht alle vier Glocken tragen konnte. Deshalb war für zwei Glocken ein niedriges Glockenhäuschen frei neben der Kirche errichtet worden, worin sie nun einige Jahrhunderte hingen, bis die Kirche ihren breiten, massigen Turm bekam.

Ueber das Aussehen des alten Kirchenbaues sind wir so gut orientiert, weil man in der Nationalbibliothek in Wien auf eine Zeichnung des holländischen Malers Hackaert stiess, die die Kirche von Avers im Jahre 1655 darstellt<sup>1)</sup>.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigte es sich immer mehr, dass der alte Bau gründlich erneuert werden musste. Der Campanile z. B. war zur Zeit des Geschichtschreibers Sererhard (1689 bis 1756) nicht mehr vorhanden, sodass damals alle vier Glocken an einem niedrigen Gerüst neben der Kirche hingen.

Die Talleute standen vor einer grossen Aufgabe, aber sie haben diese so gelöst, dass wir nur staunen müssen. Erstens hatten sie den Mut, die Kirche nicht nur zu renovieren, sondern umzugestalten. Sie wurde bedeutend höher gebaut, das Schiff bekam statt einer Flachdecke ein Gewölbe, das sich auf ein durchgehendes, festes Karnies stützt und auf den Seiten durch Gewölbenischen leicht unterbrochen wird. An die Stelle der kleinen Rundapsis trat ein verhältnismässig geräumiger polygonaler Chor mit drei Fenstern. Auch der Chor trägt ein schlichtes und schönes Gewölbe. Beim Turm können wir deutlich sehen, wie gerne der Mensch von einem Extrem ins andere fällt. Der Campanile war zu schlank gewesen, hatte die Glocken nicht zu tragen vermocht. Es muss

<sup>1)</sup> Wiedergegeben in *J. R. Stoffel*, Das Hochtal Avers, Zofingen 1938, sowie in Bd. 14 der «Kunstdenkmäler der Schweiz».



Bild 2. Ansicht von Westen

ein neuer Turm gebaut werden, also nur ein breiter und ein ganz starker. Es entstand ein Turm, in dem auch mehr als vier Glocken Platz hätten. Dieser massige und breite Turm steht zudem nicht auf der Süd-, sondern auf der Nordseite des Schiffes. Und nun das Grosse: das Extrem fällt nicht irgendwie aus dem Ganzen heraus, sondern fügt sich ihm und der Umgebung einzigartig ein. Das Innere der Kirche wurde ganz schlicht eingerichtet. Eine schöne Kanzel, eine sehr einfache, für unsere Begriffe zu unbequeme Bestuhlung, hinten im Schiff eine Empore, die aber die Klarheit des Raumeindrucks beeinträchtigte. Der Umbau war im Jahre 1786 beendet.

Es war ein grosses Risiko, um diese Zeit, da vielerorts die Zersetzung des im Volk verbreiteten ästhetischen Gefühls begonnen hatte, eine Kirche fast gänzlich umzugestalten. Aber wir müssen staunen: Die Talleute haben die Aufgabe meisterhaft gelöst, und von ihrem inneren Reichtum, von ihrer — man möchte fast sagen — elementaren architektonischen Gestaltungskraft haben wir eine Kirche geerbt, die uns heute noch jeden Tag durch ihre Formen Freude zu bereiten vermag.

Schön stand sie wieder da, die umgebaute, fast neue Kirche. Wieder gingen die Zeiten vorüber, andere Generationen kamen, kamen zu ihr und gingen von ihr. Wieder und wieder kehrten die Winter, wieder stiessen die rauhen Winde an ihre Wände und plätscherte der Regen an ihre Mauern. Wieder und wieder kamen die frühlinghaften Sommer und erfreuten die Menschen. Die Jahre vergingen, die Jahrzehnte auch, und die Kirche stand noch immer da. Sie hatte zwar starke Zeichen mitgenommen von den Zeiten, die über sie hinweggegangen, aber sie stand und sie steht noch.

Als ich im Jahre 1940 hier meine erste Pfarrstelle antrat, musste ich die Feststellung machen, dass die Kirche von Cresta eine Renovation sehr, sehr nötig hatte. Diese Notwendigkeit war ein richtiger Angriffspunkt für den jugendlichen Willen zur Leistung. Und so wurde schon an der ersten Kirchgemeindeversammlung beschlossen, die Kirche zu renovieren. Meinungen, es werde aus verschiedenen Gründen eine Renovation nicht oder nur sehr schwer sich durchführen lassen, wurden auf die Seite geschoben. Es ist zum grossen Glück die Art der Jugend, dass sie die schwarze Farbe noch nicht liebt.

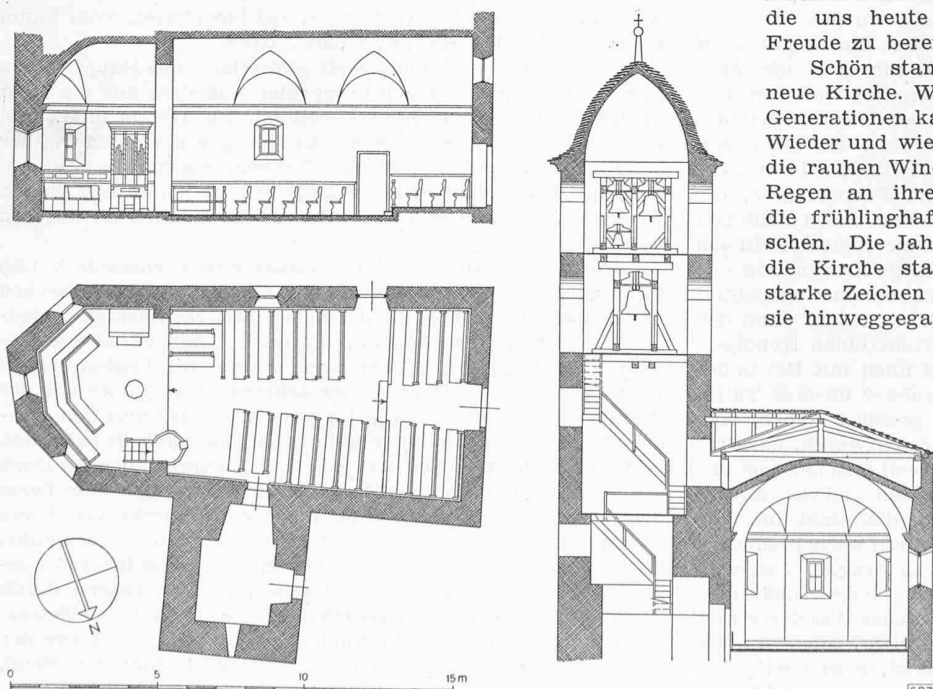


Bild 3 und 4. Längsschnitt und Grundriss 1 : 250

Kirche Avers

Bild 5. Querschnitt durch Schiff und Turm 1 : 250

Der Zustand, in dem sich die Kirche im Jahre 1940 befand, erregte wirklich Aufsehen. Das Dach war nicht dicht, der Dachstuhl zum grössten Teil morsch, das Gewölbe wies Risse auf, und auch an zwei Ecken und an einigen Stellen der Wand zeigten sich solche. Der Mörtel war zum grössten Teil innen und aussen abgefallen. Das Innere war vom hereinsickernden Regen durchfeuchtet, der Boden am Verfaulen, Fenster und Türen wiesen für Regen und Wind willkommene Spalten auf. Das Ganze machte einen armseligen Eindruck. Der Zustand war so, dass wir von vornherein eine gründliche, d. h. eine Renovation von Grund aus ins Auge fassen mussten. Auch im Turm war nicht alles in Ordnung. Die Treppen zu den Glocken hinauf waren faul und darum gefährlich — im noch gesunden Glockenstuhl hing eine Glocke unter den vieren, die schon sehr lange hatte schweigen müssen, weil sie gesprungen war.

Der Beschluss zur Renovation war gefasst, der Eifer, sie zur Ausführung zu bringen, war da. Aber die Ausführung selbst stiess zum vornherein auf die eine Schwierigkeit, die bei kleinen Berggemeinden sehr oft anzutreffen ist, auf die finanzielle. Die Kirchgemeinde Avers konnte von sich aus nichts beitragen, darum mussten wir zuerst an die nicht immer angenehme Aufgabe gehen, das Geld in der Öffentlichkeit zu sammeln. Mit Dankbarkeit denke ich heute daran, wie die protestantische Bevölkerung unseren Aufruf zur Hilfe verstand und erfreulich beantwortete. Mit besonderer Dankbarkeit denken wir auch an die Aktion, die der Schweiz. Zwinglibund im Winter 1941/42 für unser Werk durchführte und uns dadurch um gerade zehntausend Franken bereicherte, sodass uns um unsere Renovation nicht mehr so bange sein musste. Aber auch Kirche und Staat und verschiedene Institutionen beantworteten unsere Gesuche um Subvention mit Wohlwollen. Ja, wenn ich heute an diese Zeit der finanziellen Vorbereitung denke, so muss mein erstes Gefühl immer das des Dankes sein, des Dankes an die vielen Geber und vor allem an Gott für die unaussprechliche Gnade, dass es uns vergönnt war, in einer Zeit, da andernorts die Zerstörung unheimlich herrschte, unsere Kirche zu renovieren.

Zur gleichen Zeit hielten wir auch Ausschau nach einem Architekten, der die Renovation leiten sollte. Wir fanden in Arch. Hans Wild von Thusis einen tüchtigen Mann. In seiner Hand hatte vorher u. a. auch die Leitung der Renovation der Zilliser Kirche mit den berühmten Deckenmalereien gelegen. Nach dem manchmal unerforschlichen Willen Gottes musste Hans Wild im letzten Herbst nach langer Krankheit aus diesem Leben scheiden. Als die Nachricht seines Todes uns erreichte, konnten wir es nicht fassen, dass der Tod den Familienvater und tüchtigen Architekten so schnell aus dem besten Mannesalter hinweggenommen hat.



Bild 6. Ansicht von Nordwesten (Dorfseite)



Bild 7. Ansicht von Südosten

Arch. Wild studierte die Aufgabe, die er in der Renovation unserer Kirche sah, gründlich und mit dem Wohlwollen, das ein altes, wertvolles Gebäude verlangt. Zum vornherein hatte er zwei Prinzipien im Auge, die es nun galt, miteinander in Einklang zu bringen: die Tradition der Kirche in ihrem gesamthaften Eindruck aufrechtzuerhalten und dann nicht zurückzuschrecken vor Neuerungen, die das Bisherige äusserlich wohl unterbrechen, sich darin aber einordnen sollten. Das erste Prinzip wurde mehr für das Aeussere angewandt, sodass das ursprüngliche Aussehen wenig verändert wurde. Das Prinzip, vom Alten abzurücken und dieses durch Neues zu ersetzen, wurde im Innern angewandt, sodass sich dort der Gesamteindruck wesentlich, aber gewiss zu Gunsten des Ganzen veränderte. Die etwas schwerfällige und sicher nur aus Platzgründen eingebaute Empore im Schiff<sup>2)</sup> verschwand. Um aber den Gedanken der Empore nicht ganz fallen zu lassen und um zugleich eine leise Gliederung des Schiffes zu erzielen, entstand eine Estrade von 30 cm Höhe mit einer senkrecht durchlichteten Brüstung. Es ist das die grösste Aenderung, die bei der Renovation vorgenommen wurde. Die Kirche gewann dadurch gerade für ihren schönen Raum bedeutend grössere Wirkungsmöglichkeit. Aus Platzgründen konnten wir die Empore ruhig entfernen, da die Bevölkerung unserer Talschaft seit 1770, also seit dem letzten Umbau der Kirche, stark zurückgegangen ist.

Durch diese Neuerung hat Arch. Wild seine Fähigkeit erwiesen, die besonders in den grossen Zügen seines Projektes einleuchtend war. In mancher Hinsicht ging dann aber sein Wille zum Ersetzen des Alten durch Neues nach meinem Erachten zu weit. Dies betrifft besonders den alten, kelchförmigen Taufstisch aus einem einzigen Stück Arvenholz und die zierende Verbindungstüre von der Kirche zum Turm, die Arch. Wild beide entfernen wollte. Doch da begegnete er meinem Widerspruch; denn die Pfarrer sollen für das Alte ja eine besondere Vorliebe haben! Nein, nicht für das Alte hoffentlich, sondern für das Schöne und Sinnvolle, das in diesen beiden alten Stücken war.

Die Pläne waren bereit, die Finanzierung auch — und nun eines Tages im Frühjahr 1943 begann die Renovation. Durch die feine und klare Bergluft liessen sich die ersten Schläge hören, die den Auftakt zum Neuwerten darstellten. Den ganzen Sommer hindurch wurde gemessen und berechnet, gehämmert und geschaufelt, abgebaut und neu errichtet, abgerissen und neu eingekleidet.

Bei einer Bergkirche wird nur selten zur Erneuerung Hand angelegt. Wenn es aber geschieht, muss ganz gründliche Arbeit getan werden. Andernfalls würde das Neuer-

<sup>2)</sup> Sie ist noch enthalten im Grundriss Abb. 300, S. 278 des 14. Bds. der «Kunstdenkmäler der Schweiz».

stellte nach einigen Jahrzehnten illusorisch werden, weil unterdessen die nicht erneuerten Teile wieder erneuerungsbedürftig würden. Ausserdem lässt sich auch eine Richtung in bezug auf Form und Stil nur bei einer gründlichen Renovation einigermaßen klar und konsequent einhalten. Und drittens hat alles Gründliche die schöne Eigenschaft, dem Primären und Erstmaligen wenigstens einigermaßen nahe zu kommen

Da die Mauern der Kirche in ihrem ohnehin sehr schlechten Zustand einige gefährliche Risse aufwiesen, wurden sie mit einem Betongürtel unterbaut. Zugleich wurden Dachstuhl und Dach völlig neu erstellt. Da konnten wir bei der alten Konstruktion bleiben, die sich ja sehr gut bewährt hatte, hatte sie doch während rd. 180 Jahren allen Stürmen standgehalten. Für das Dach wurden die in Avers üblichen Schieferplatten gebraucht. Diese haben allen Ziegeln, Blech und sogar Kupferblech gegenüber den Vorteil, dass sie sich in die Berglandschaft sehr gut einfügen und dass sie zu jeder Zeit und in guter Qualität erhältlich sind, was in den Kriegsjahren bekanntlich eine grosse Rolle spielte! Damit das neue Dach im Gegensatz zum alten auch gegen Schneegestöber dicht sei, legten wir die Platten in Mörtel, eine Konstruktion, die der erfahrene italienische Dachdecker schon mehrmals in klimatisch rauhen Gegenden angewandt hatte.

Das Gewölbe der Kirche zeigte einen Längsriß, der sehr gefährlich zu sein schien. So wurde nun über dem ganzen Gewölbe, also auf dessen Oberseite, eine mit Eisengeflecht durchsetzte Betonschicht erstellt, die noch verstärkt wurde durch querverlaufende, ebenfalls armierte Rippen oder Wulste. Eine Schlauder wurde auch um die ganze Kirche geführt und eingemauert, so dass wir nach Erstellung dieser Verstärkungen das schöne Gefühl haben konnten, dass das Gebäude nun so gut und fest sei, wie es damals war, als es neu erstellt wurde. Alle Mauern von Turm und Kirche wurden von vorhandenen Verputzresten gereinigt. An den Seiten zwar, die dem Wetter ausgesetzt sind, hatten wir nichts mehr abzuschlagen. Wind und Regen hatten diese Arbeit schon längst getan. Der Zerfall geht von selbst vor sich.

Alle Fassaden wurden nun neu verputzt. Ratschläge, die uns bewegen wollten, der Kirche einen grauen Farbton zu geben, konnten wir nicht befolgen, da das Weiss des Kalkes in unsere von Gletschern und Firnschnee umgebene Landschaft ausgezeichnet passt. Dass wir in unserer Zeit zur eindeutigen weissen Farbe oft so wenig Mut haben, ist eigentümlich und vielleicht auch bezeichnend. Mit weissem Kalkanstrich versehen, sollte unsere Kirche das ursprüngliche Kleid wieder erhalten und in diesem die Talleute grüssen, die nicht in ihrer Nähe wohnen und auch den Wanderer, der über die Pässe zu uns kommt. — Während das Aeusserere renoviert wurde, erfuhr das Innere, wie schon gesagt, eine Umgestaltung. Die Empore verschwand, und der Kirchenraum wurde dadurch freier und heller. Beim Entfernen der Empore kamen zwei Fresken zum Vorschein. Zu beiden Seiten der hinteren Türe stiessen wir auf Farbreste. Die dünne Schicht Kalkmörtel wurde leise entfernt, und zwei vorreformatorische Wandgemälde kamen nach jahrhundertlangem Schlaf wieder an den Tag. Auf der linken Seite der Ritter Georg, auf schwungvollem Schimmel reitend und die Lanze gegen den in der Tiefe kriechenden Drachen stossend. Dieses Bild hatte besonders durch die Feuchtigkeit stark gelitten. Auf der



Bild 8. Kirche in Avers, Graubünden. Chor mit Kanzel, Taufstein und Orgel

andern Seite zeigte sich der Christophorus, der sehr oft an Kirchen in Graubünden anzutreffen ist, aber im Gegensatz zu hier allermeistens nicht innen, sondern aussen. Beide Bilder stammen ungefähr aus dem 15. Jahrhundert und verraten, wie Sachverständige sagen, lombardischen Einfluss. Leider mussten wir diese Fresken noch mehr beschädigen, als was sie durch ihr Alter schon waren. Die schon vor Beginn der Renovation an den beiden hinteren Ecken vorhandenen Risse hatten sich, offenbar durch die Belastung des neuen Plattendaches, vergrössert, so dass sich Arch. Wild gezwungen sah, ein weiteres Auseinanderklaffen der Risse durch den Einbau einer starken Schlauder zu verhindern, die durch die Hinterwand geht und dadurch die Fresken im obersten Teil verletzt. Es galt also, durch einen schweren Eingriff einem noch schwereren Schaden zuvorzukommen. Auf Anraten der Eidg. Kommission zur Erhaltung von Kunstdenkmälern beschloss die Gemeinde, die Bilder trotz ihrer Beschädigung renovieren zu lassen. Diese Arbeit ist noch auszuführen. Sie wird schwierig sein, denn hier gilt es besonders, dem Willen des unbekanntenen Künstlers nahezukommen. Ich hoffe sehr, dass wir das Wohlwollen finden, das uns auch diese Restaurierung ermöglicht.

Auch im Innern erwies sich eine ganz gründliche Renovation als die einzige Lösung. Boden, Türen und Fenster, Bestuhlung und Kanzel mussten ersetzt werden. Nur der einzigartige alte Taftisch blieb bestehen. Nicht nur ersetzt, sondern neu erstellt wurde neben der erwähnten Estrade ein Getäfer aus Arvenholz. Dieses wurde verhältnismässig niedrig gehalten, damit die Mauerwände nicht im Getäfer versinken. Den Abschluss des Getäfers bildet ein durchgehendes Gesimse mit dem in Graubünden oft anzutreffenden Zackenornament und stellt zwischen Chor, Mittelschiff und Estrade eine leise Verbindung her. Die Bestuhlung erfuhr gegenüber der alten eine starke Veränderung. Sie weist bedeutend leichtere Formen auf, die zugleich auch ein einigermaßen bequemes Sitzen ermöglichen. Zweitens verschwand die gestaffelte und enge Anordnung der Bestuhlung im Chor, und an ihre Stelle trat eine längs den drei abschliessenden Chorwänden verlaufende Eckbank, der eine gleichartige noch vorgelagert wurde.

Durch die beschwingteren Formen der Bestuhlung, durch das Getäfer, durch die Estrade mit ihrer lichten Brüstung, sowie besonders durch die Verwendung von Arvenholz für den Innenausbau erhielt unsere Kirche einen wärmeren, mehr einladenden, man möchte fast sagen, wohllicheren Ton. Den

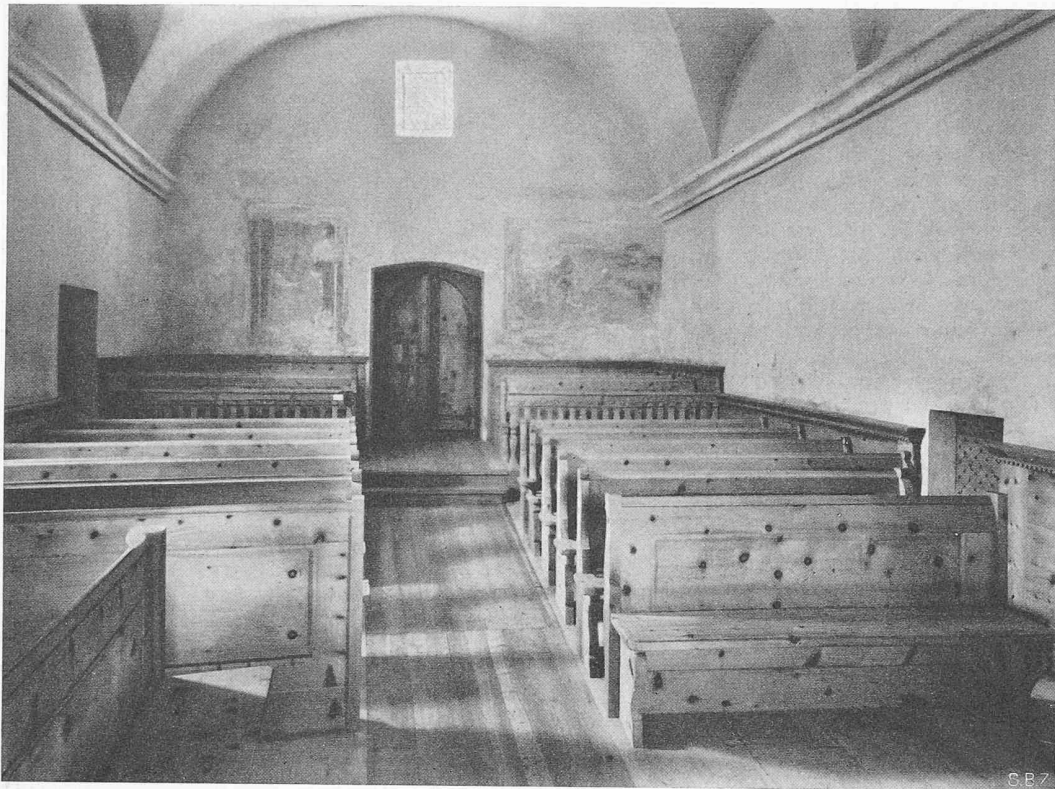


Bild 9. Das Schiff gegen die freskengeschmückte Westwand, rechts Türe zum Turm

strengen Charakter eines reformierten Kirchenraumes aber suchten wir dadurch zu bewahren, dass wir besonders den Grundsatz der Einfachheit und Ruhe befolgten und dass wir die Mauerwände in ihrer Reinheit vorherrschen liessen. Aus diesem Grunde war ich auch gegen die Anbringung von Wandinschriften, wie solche auch angeraten wurden.

Belebt wurde das Innere unserer Kirche auch durch eine kleine Orgel. Mein Kollege von Mutten hatte mir vor der Renovation schon mehrmals in neckendem Ton gesagt: «Du hast wohl die höchstgelegene Kirche, aber ich habe die höchstgelegene Orgel und zwar in meiner Kirche in Obermutten».

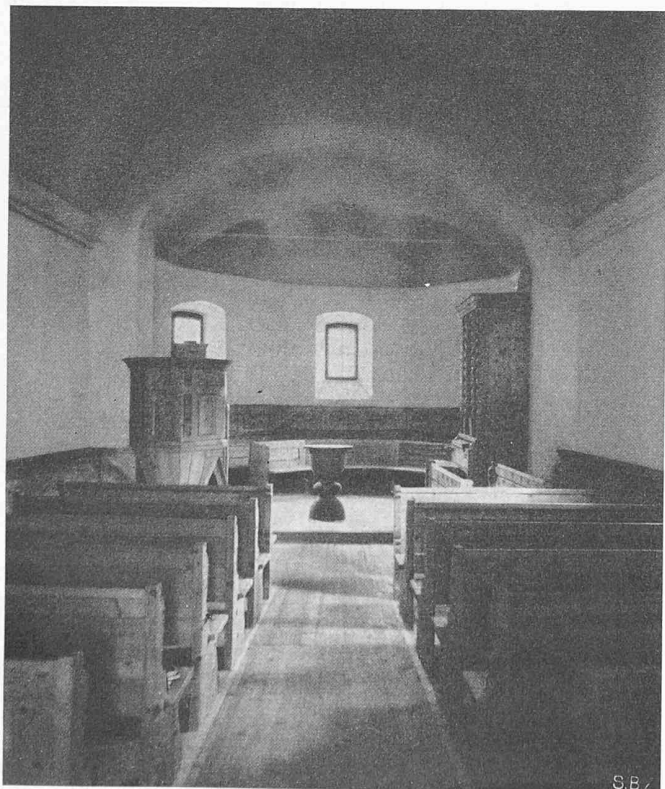


Bild 10. Schiff gegen Chor. Renovation durch Arch. † H. WILD, Thusis

«Warte nur», sagte ich ihm — und dachte ich mir und hielt nachher Umschau nach einer Orgel, die das alte Harmonium ersetzen sollte, das ohnehin hätte gründlich erneuert werden müssen. Wir stiessen wie durch einen Zufall auf eine alte Hausorgel, die im Besitze eines Orgelbauers in St. Gallen war. Diese erwarben wir und liessen sie in ein neues Kleid aus Arvenholz bauen, das zu unserer Kirche und ihren Formen passte. Den Entwurf dazu hatte ein Freund von mir, der Leiter der Werkstatt des Schweiz. Heimatwerks, ausgearbeitet. Es ist ein Instrument, das im Anfang des letzten Jahrhunderts erstellt wurde und das zum Typ der Appenzeller Hausorgeln gehört. Als solche wird sie nur manualiter gespielt. Sie weist fünf klingende Register auf, und ihr Bläsbalg wird vom Spieler selbst durch

Fussbetrieb in Bewegung gesetzt. Wie die Form, so ist auch der Klang dieser kleinen Orgel so, dass er nicht etwa mit dem Raum der Kirche in Widerstreit steht, sondern dass er durch seine weiche und edle Farbe dessen Formen nur noch unterstreicht. Und eines Tages, da wir die Orgel ihrer neuen Bestimmung übergeben hatten, konnte ich meinem Kollegen berichten, dass seine Orgel nun nicht mehr die höchstgelegene sei.

Im Turm mussten Böden und Treppen neu erstellt werden. Der Glockenstuhl aber war eigentümlicherweise noch frisch und gut und musste nur wenig repariert werden. Die Glocken bekamen neue Klöppel, wurden gekehrt, die alten Keilvorrichtungen verschwanden, und es wurden Kugellager angebracht. Die kleinste und gesprungene Glocke, die wahrscheinlich auch die älteste war, hat man durch eine neue ersetzt. Sie stammt aus der Glockengiesserei Rüetschi in Aarau und ist in der Tonhöhe den andern drei Glocken angepasst. So läutet sie, versehen mit der Jahreszahl 1944, mit ihren drei Schwestern aus dem Jahre 1513 das Lied, dessen Sinn in ihr Metall gehauen ist: «Danket dem Herrn, ruft an seinen Namen!»

Die Umfriedung des Friedhofes, der hier auch Eigentum der Kirchgemeinde ist, wurde ebenfalls renoviert. Teilstücke von ihr, die vorher aus Holzzaun bestanden, wurden durch eine Steinmauer ersetzt, die jetzt, mit Platten gedeckt, den ganzen Friedhof umgibt. Charakteristisch ist jener Teil der Friedhofmauer, der der Kirche vorgelagert ist. Dieser Vorbau wurde von den alten Talleuten als Schutz gegen Wind und Wetter erstellt, die hier auf dieser freien Anhöhe manches Mal mit Gewalt herrschen. Der Eingang zum Friedhof, der einen Teil dieses Vorbaues darstellt, ist wohl einzigartig. Er hat einen schönen, flachen Bogen und ist mit diesem von einem Dächlein zugedeckt.

Leider wurde unsere Renovationsarbeit durch die Teilmobilmachung vom Herbst 1943 unterbrochen und auch sonst durch die bekannten Mühsale der Kriegsjahre gehemmt, sodass wir sie erst im Jahre 1944 zu einem vorläufigen Abschluss bringen konnten. Die Orgel wurde erst im Frühjahr 1945 aufgestellt, und im Herbst 1946 mussten wir noch die Kirchenheizung einbauen. Was diese angeht, hatten wir bei der Renovation durchaus nicht das Richtige getroffen. Wir wollten hier zu viel sparen und kauften zwei elektrische Heizkörper. Diese wären gewiss gut gewesen, aber die Leistung des kleinen Elektrizitätswerkes von Cresta war zu schwach

und die Wasserzufuhr zu diesem im Winter viel zu klein, um unsere Kirche heizen zu können. Darum war es nun so, dass die Kirche wohl schön war, aber dass man in ihr frieren musste. Und wenn man kalt hat, wird alles Schöne sozusagen illusorisch. Nach langem Suchen und Untersuchen entschlossen wir uns, eine Warmluftheizung mit Holzfeuerung, System Hälgl (St. Gallen), einzubauen. Wir gaben dieser den Vorzug, weil sie vom Turm aus betrieben werden kann und somit das Innere der Kirche gar nicht beeinträchtigt. Provisorisch haben wir sie schon einigemal gebraucht, und wir hoffen, sie werde sich gut bewähren, wenn auch das Luftumwälzungsaggregat, das noch nicht geliefert werden konnte, eingebaut sein wird. Leider sind uns durch diese Heizung Kosten entstanden, mit denen wir nicht gerechnet haben und die wir zum Teil noch decken müssen.

Nun hat sich also die Renovation unserer Kirche einige Jahre lang hingezogen, und die Fresken sind noch immer nicht restauriert. Manchmal will es mir scheinen, es müsste schon längst alles und jedes fertig sein. Aber dann tröste ich mich damit, dass man für den Bau des Kölner Doms eine Reihe von Jahrhunderten gebraucht hat. Warum sollten wir nicht einige Jahre brauchen dürfen? Nicht die Zeit ist da massgebend, die man braucht; Zeit ist uns nämlich genügend gegeben. — Die Frage ist, ob das, was wir tun, auch bleibt, oder ob es vom Winde schnell verweht wird. Entscheidend ist es, dass unsere Kirche weiterhin den Stürmen zu trotzen vermag, die über sie von neuem hinweggehen werden — unsere Kirche hier oben und die Kirche überall. Sie bleibt fest und wird keinen Sturm fürchten, wo sie gemäss der Güte des Grundes, der gegeben ist, gebaut und auch wieder erneuert wird.

\*

Als Nachkommen eines Pfarrers von Avers haben die Herausgeber der Bauzeitung am Ergehen ihrer Heimatgemeinde stets Anteil genommen, und auch der Kirche und dem Pfarrhaus ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Deshalb gereicht es uns zu besonderer Freude, heute über das fast vollendete Renovationswerk einen so sinnvollen, auf das Echte und Wesentliche gerichteten Bericht veröffentlichen zu können. Und weil wir daraus vernehmen, dass zur letzten Vollendung noch ein verhältnismässig geringer Betrag fehlt, erlauben wir uns, unsere Leser einzuladen, mittels des beiliegenden Scheins<sup>3)</sup> ihr Scherflein beizutragen, sei es an die Restauration der Fresken, sei es an das Heizaggregat der Kirche, damit ihre Schönheit im langen und strengen Bergwinter nicht illusorisch bleiben muss!

W. J.

## Der Bildungsgang im Maschinenbau

Von Dipl. Ing. E. LAVATER, Winterthur

DK 373.631:378.962

Das Schulprogramm unserer technischen Lehranstalten wird wohl zu allen Zeiten zu Diskussionen, Beanstandungen und Wünschen Anlass gegeben haben. Das ist heute unter dem Einfluss der herrschenden wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Hochkonjunktur ohne Zweifel in erhöhtem Masse der Fall und gilt sowohl für die E. T. H., als auch für einzelne unserer technischen Mittelschulen, für Abendschulen u. a. m. Dabei hört man bezeichnenderweise wenig von einer Gesamtplanung des technischen Studiums oder von einer Ausgestaltung und Koordinierung neuer Kanäle unserer technischen Lehrgänge. Uns scheint aber die fortlaufende Entwicklung der Maschinen- und Elektrotechnik dieser Frage für die künftige Produktionsfähigkeit unserer Maschinenindustrie eine eminente Bedeutung zu verleihen. Beinahe jede Nummer der führenden technischen Zeitschriften des In- und Auslandes bringt uns Nachrichten von der Entwicklung der Technik, von neuen Feststellungen über die Eigenschaften der Baustoffe, von allerlei neuen Erkenntnissen, kurz, von Tatsachen, die das Programm unserer technischen Schulen in nächster Zukunft weiter belasten werden. Aber unseren Söhnen und Enkeln muten wir zu, sich zur Deckung dieses ins Unendliche wachsenden Gebietes immer des gleichen, vor Jahrzehnten geschaffenen Apparates zu bedienen, und die Industrie scheint sich in der Illusion zu wiegen, von unsern recht spärlich gestaffelten technischen Lehranstalten auf alle Zukunft hinaus einen gleich gründlich vorbereiteten Nachwuchs zu erhalten.

Eine leicht zu konstatierende Tatsache sollte uns doch zur Erkenntnis führen, dass es so nicht mehr lange weiter-

<sup>3)</sup> Postcheckkonto X 1607, Kirchenrenovation Avers-Cresta.



Bild 11. Die im Jahr 1945 eingebaute Orgel

gehen kann: der Bedarf der Maschinenindustrie an Hochschul-Ingenieuren lässt sich im allgemeinen in befriedigender Weise decken. Für Maschinentechniker besteht dagegen ein fühlbarer Mangel mit entsprechender finanzieller Ueberbewertung der jungen Angehörigen dieser Kategorie. Schliesslich sind, trotz der ununterbrochenen Anstrengungen auf dem Gebiete der Lehrlingsausbildung, Maschinenzeichner auf dem offenen Stellenmarkt praktisch nicht zu finden. Unsere Jugend sucht demnach mehr und mehr die höheren Stufen der Bildung zu ersteigen und lässt dadurch in den untern Regionen einen fühlbaren Mangel entstehen — eine unter dem Titel «Ueberfüllung der akademischen Berufe» auch für andere Branchen schon oft festgestellte Erscheinung. Das Bild ist jedoch noch dahin zu ergänzen, dass sich die stellensuchenden Hochschüler in grosser Zahl nur mit Forschungs- und Entwicklungsarbeiten, die Techniker vielfach nur mit rechnerischer Tätigkeit befassen möchten, und dass immer mehr Maschinenzeichner und auch Maschinenschlosser einen Korrespondenzkurs absolvieren oder in acht Semestern an einer Abendschule den Techniker-titel erwerben.

Es zeigt sich also, dass die Mannschaft unseres technischen Heeres in zu grossem Verhältnis zur Offiziers- oder Unteroffiziers-Stufe hinstrebt, ja in diesen Stufen nur zu den «höchsten» Aufgaben herangezogen werden möchte, während alle andern, wirtschaftlich mindestens ebenso wichtigen Aufgaben, mangels Soldaten bald nicht mehr durchgeführt werden können. Eine Nebenerscheinung dieses Zustandes bildet die erhöhte Unzufriedenheit junger Ingenieure und Techniker darüber, dass die Praxis ihnen nicht die erwartete geistige Befriedigung bietet und namentlich auch, dass sich ihr Studium finanziell schlecht bezahlt macht; sie meinen zu langsam oder zu selten in Stellungen zu kommen, deren Bezahlung einigermassen die für ihr Studium aufgewendeten Summen zu tilgen gestattet.

Diese Beobachtung geht schon auf Jahre zurück. Dass sie aber im Augenblick des grössten Bedarfs an höherem technischem Personal fortbesteht, in dem dank einer Reihe ertragreicher Jahre die Industrie in der Forschung und Entwicklung für Spitzenleistungen ihrer technischen Stäbe die denkbar grösste Verwendung hat, lässt voraussehen, dass bei abnehmender Konjunktur dieses Missverhältnis in der



Bild 12. Hölzerner Taufisch und Kanzel der Kirche Avers

Verteilung der zu verrichtenden Arbeiten zu noch stärkeren Unstimmigkeiten Anlass geben wird. Dabei darf nicht einfach geklagt werden, der Fehler liege am zu grossen Andrang zu den technischen Berufen; er liegt einzig und allein an einer unzweckmässigen Verteilung der Techniker (im allgemeinen Sinn des Wortes) auf den Sprossen der immer länger werdenden Berufsleiter.

\*

Sollte man angesichts dieser Lage nicht versuchen, die Interessen der Industrie, als der grössten Abnehmerin der technischen Schülerschaft, mit denjenigen der Jugend nach Möglichkeit in Einklang zu bringen? Die Jugend will zur Schule. Auch wenn die hohen Herren der Industrie ihr oft zureden, sie soll doch ruhig eine praktische Tätigkeit ergreifen und sich in Bureau oder Werkstatt nach alter Väter Sitte die gründlichen praktischen Kenntnisse aneignen, die den Ruhm unserer Industrie ebenso begründet haben wie unsere Beherrschung der «hohen» technischen Wissenschaften, so genügt ihr das nicht, sondern sie dürstet nach einer intensiveren Entfaltung ihres Geistes. Die blosse tägliche Arbeit in Bureau oder Werkstatt bietet ihr hierfür zu wenig. Wie oft wurde dem Verfasser beim Anstellen junger Zeichner als Erstes mit gierigen Augen die Frage gestellt, ob in unserer Stadt Gelegenheit bestände, sich abends technisch oder sprachlich weiterzubilden. Diesen gesunden Trieb dürfen und können wir, so gern wir auch unsere Mannschaftsbestände vollzählig behalten möchten, nicht zum Erstickten bringen. Aber leider ist es so, dass demjenigen, der im erlernten Beruf noch nicht seine volle geistige Befriedigung gefunden hat, kein anderer Weg offen steht, als der heute schon hohe und geistig stets höher steigende Lehrgang des Technikums, und dass der Maturand, der sich zur Technik hingezogen fühlt, einzig und allein über die Akrobatik der höchsten Theorien zum Ingenieurtitel gelangen kann. Dieser Reichtum an Lehrstoff, mit dem wir die jungen Geister beladen, ist zwar gut gemeint, aber die vorhin erwähnten Feststellungen zeigen, dass er leider oft eine Art geistiger Deformation verursacht, welche den Absolventen des Technikums oder der technischen Hochschule von seinem ursprünglich bescheiden angesetzten Ziel vollkommen abringt.

Wird es uns nicht gelingen, den Lerndrang der Jugend zu befriedigen, sie jedoch gleichzeitig dahin zu führen, wo wir das Personal effektiv brauchen? Lassen wir die Begabtesten unsere heutigen Schulen durchwandern, aber versuchen wir wenigstens diejenigen auf ein anderes Geleise hinzulenken, denen unser heutiges orthodoxes Lehrprogramm nicht zusagt, oder bei denen die natürliche Veranlagung zur Ueberwindung der höheren Stufen voraussichtlich nicht ausreicht. Unser Vorschlag geht also dahin, dass das so stark zunehmende steile Feld des technischen Unterrichts sowohl der Breite als der Höhe nach etwas stärker und mit etwas mehr Phantasie als bisher unterteilt werde. Es sollen auf einzelnen ansteigenden Streifen einige Haltestellen geschaffen werden, an denen der junge Mann mit Befriedigung auf ein, wenn auch vereinfachtes, so doch abgeschlossenes Lehrprogramm zurückblicken und ein entsprechendes Diplom in die Tasche stecken darf. Sind nicht die meisten Stellensuchenden von Stolz erfüllt im Moment, wo sie ihr Diplom vorweisen können? — ein oft mit rührender Naivität gepaarter Stolz, wenn die vorgewiesenen Noten recht mässige Schulleistungen verraten! — Also geben wir der Jugend die Diplome, nach denen sie strebt, aber tun wir es, bevor die angehenden Diplomanden über das Feld hinausgeschossen sind, in dem die Industrie sie verwenden kann.

Auf der untern und mittlern Schulstufe sind Beispiele solcher Massnahmen schon vorhanden. Die Textilindustrie bildet in einem Lehrjahr ihre Spinnerei- und Weberei-Fachleute aus, die Bautechnik verfügt über eine Bauschule in Aarau, und auch die Maschinenindustrie hat vor kurzem eine ähnliche Richtung eingeschlagen, indem sie in Winterthur eine Meisterschule gründete. Könnte man diesen Beispielen nicht in vermehrtem Masse folgen und neuartige Mittel- oder Fortbildungsschulen schaffen? Es brauchen keine Riesenanstalten zu sein. Sie dürften sogar sehr wohl privaten Charakter tragen, bedürften aber der Unterstützung oder Mitwirkung der Industrie und müssten auch einer Kontrolle durch deren Organe und, wenn nötig, durch die Behörden unterliegen<sup>1)</sup>.

Es sei der weiteren Diskussion überlassen, festzustellen, auf welchen vertikalen Streifen des gesamten technischen Lehrgebietes dieser Versuch zunächst unternommen werden soll. Aber wir denken etwa an eine Schule für Konstrukteure, eine solche für Akkordrechner und Kalkulatoren, eine dritte für Monteure oder ähnliches. Zwar würde die damit geschaffene Spezialisierung die Gefahr in sich bergen, dass sich Leute zu solchen Spezialstudien melden, die sich über ihre natürliche Eignung täuschen und z. B. keine geborenen Konstrukteure, Kalkulatoren oder Monteure usw. sind. Deswegen sollte der Eintritt erst nach mindestens ein- oder mehrjähriger Praxis gestattet werden, was aber heissen will, dass die Schüler schon voll im Erwerbsleben ständen. So kämen nur Abendschulen in Betracht oder solche, die dem Schüler und seinem Arbeitgeber beispielsweise zwei bis drei Tage in der Woche oder zwei bis drei Wochen im Quartal oder irgend ein ähnliches Opfer an produktiver Arbeitszeit zumuten. Bei dieser zuletzt genannten Art hätte man den Vorteil, dass der Arbeitgeber voraussichtlich nur solchen seiner Angestellten oder Arbeiter diese Begünstigung gewähren würde, die er zur Ausbildung im betreffenden Fach für geeignet hält.

Gemeinsam am Lehrprogramm dieser Schulen wäre, dass der Geist des Schülers mit Problemen beschäftigt wird, die sein Wissen in die Tiefe und in die Breite, jedoch nur begrenzt in die Höhe entwickeln sollen. In Frage kämen: ausgiebige Uebungen in den elementaren Abschnitten der Mathematik, der Physik und der Elektrizitätslehre, im Maschinenzeichnen, in der Material- und Werkzeugkenntnis, praktische Arbeiten und Werkbesuche. Es dürfte aber beispielsweise nicht versucht werden, den Schülern die höhere Mathematik, die Theorie und Konstruktion von dreierlei oder viererlei Kraftmaschinen oder gar Kenntnisse der Atomphysik oder dergleichen beizubringen. Um dieser Gefahr zu entgehen, könnte es sich vielleicht empfehlen, beim Rekrutieren des Lehrkörpers, entgegen der am Technikum meist

<sup>1)</sup> Soeben wird dem Verfasser bekannt, dass an verschiedenen Orten, wie Aarau, Winterthur usw., bereits sehr beachtenswerte Leistungen und Bestrebungen vorliegen, die dem Sinne dieser Zeilen vollkommen entsprechen. Man kann ihnen nur wünschen, dass sie rasch die nötige Festigung und Anerkennung erhalten, damit sich allmählich genügend grosse Kontingente unserer Jungmannschaft diesen neuen Lehrgängen zuwenden.